

# Literary page

Objektyp: **Group**

Zeitschrift: **The Swiss observer : the journal of the Federation of Swiss Societies in the UK**

Band (Jahr): - **(1923)**

Heft 127

PDF erstellt am: **11.07.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

LITERARY PAGE

Edited by Dr. PAUL LANG.

All letters containing criticisms, suggestions, etc., with regard to this page should be addressed to the "Literary Editor."

DIE SCHWEIZ DER GEGENWART.

Ernst Gagliardi, der bedeutendste lebende Schweizer Historiker, schrieb in der Einleitung seiner "Geschichte der Schweiz" (2 Bde., Rascher & Co., Zürich, 1920) folgende Worte, die nicht zwischen den Buchdeckeln vergraben bleiben sollen: "Das blosse Nebeneinander ohne Streit und Unterdrückung ist aber noch kein positives Prinzip: mag es das politische Weiterleben ermöglichen und für Europa ein interessantes Beispiel bieten, dass verschieden geartete Völkerbestandteile neben- und miteinander auskommen können — eine verbende Kraft, eine Quelle von Impulsen kann der national gemischte Staat erst werden, wenn sich aus dem Nebeneinander die Bereicherung jedes Teils durch das Verständnis des andern ergibt. Als ein solches Ziel erscheint die Einfügung der deutschen und der romanischen Sonderart in die gemeinschaftliche europäische Kultur: denn hier handelt es sich ja nicht um eine Aufgabe, welche die Vergangenheit uns gewissermassen schon gelöst überliefert; die geschichtliche Entwicklung hat die Eidgenossenschaft erst seit wenigen Jahrzehnten ganz vor dieses Problem gestellt, und jenen zuletzt hinzutretenden Bestandteil des schweizerischen Staatsgedankens haben wir erst zu verdienen. "Aber wir müssen es tun und sollen dankbar sein, dass unser Land eine Aufgabe besitzt, die es über seine ausschliesslich eigenen und namentlich über seine materiellen Interessen emporhebt."

Die Kraft eines Staates hängt nicht nur ab von der Beschaffenheit und Grösse seines Gebiets und der Zahl der Bewohner: was sich als etwas Selbständiges in der Flut der Völkergeschichte behaupten will, muss einen einzigartigen Wert und ein klar erkennbares geistiges Wesen besitzen. Einem räumlich wenig ausgedehnten Gebilde soviel innern Halt zu geben, dass es seinen Bürgern nicht zu bedeutungslos erscheint neben den riesigen Machtorganisationen, die an ihre Unbesiegblichkeit, an ihre grosse Mission für die Welt, an ihren sittlichen Wert mit der leidenschaftlichen Glut unerhörten Opfermutes glauben, dies ist die Aufgabe unserer Generation. Durch den Staatsgedanken erweitert sich uns die Heimat. Der früher so lose Zusammenhang unter den eidgenössischen Orten, die weitgehende Selbstverwaltung, die jahrhundertelangen Beziehungen der regierenden Kreise zu Frankreich und Italien haben das freie Nebeneinanderleben verschiedenartiger Kulturbestandteile längst zur politischen Tradition der Schweiz gemacht, ohne dass in dieser Duldsamkeit schon ein eigenes Verdienst läge. Die sprachliche und geistige Intoleranz ist der Eidgenossenschaft von Haus aus fremd, so grosse Verwüstungen auch die konfessionelle in der Vergangenheit anrichtete.

Allein in diesen Vorzügen früherer Jahrhunderte liegt die Aufgabe von Gegenwart und Zukunft noch keineswegs beschlossen. Die Möglichkeit des Aufgebens im Staate hängt für den Einzelnen ja ganz von der Einsicht in dessen einzigartigen Wert und in seine sittliche Bedeutung ab. Und nur das Gebilde das ein eigenes geistiges Wesen verkörpert und etwas Einmaliges und Persönliches darstellt, trägt in sich die Berechtigung zum Dasein, unabhängig von der jeweiligen Zweckmässigkeit; denn ein Gemeinwesen ohne besondere politische Eigenart besteht nur weiter durch die Steigkeit der daran sich knüpfenden in- und ausländischen Inter-

essen und durch das allgemeine Beharrungsvermögen der Dinge; aber im gegebenen Zeitpunkt wird es wie ein Geschäft liquidiert oder fusioniert werden. Auf der anderen Seite aber wird das innere Gefüge eines politischen Organismus, die Möglichkeit zu wirksamer Zusammenfassung aller Volkskräfte oder zu selbständiger Entfaltung der einzelnen Glieder wieder bestimmend für seine Fähigkeit, die nach Verkörperung strebenden Gedanken zu verwirklichen. Auch für den Staat gilt, wie für den Einzelnen, das Gebot der Treue gegen sich selbst. Was der Schweiz an äusserer Grösse abgeht, muss sie an innerer Kraft einermassen ersetzen: denn in der geistigen Defensive kann ein lebendiger Organismus nicht verharren: er muss einer Idee nachstreben, die seinem Handeln Sinn und Ziel gibt, und aus der stets wieder neues Leben fliesst.

Die Heimatberechtigung in drei Kulturen ist eine solche Idee. So unvergleichlichen Wert die leidenschaftliche Einsichtigkeit im Gebiet des Geistigen oft besitzt, so ist sie doch, auf das Politische angewandt, ein gefährliches Prinzip. Und für die aus drei Nationalitäten zusammengewachsenen Eidgenossenschaft erscheint sie unmöglich. Das Beste schweizerischen Wesens stammt vielfach aus dieser gegenseitigen Befruchtung. Wenn die Eidgenossenschaft eine im Verhältnis zur Zahl ihrer Bewohner grosse Schar bedeutender Menschen hervorgebracht hat, so ist das wenigstens teilweise der Berührung von sich wechselseitig ergänzenden Kulturen zuzuschreiben, und der politische Ausdruck dieser Mittlerstellung, die ins 16. und 17. Jahrhundert zurückreichende Neutralität, hat dem Land Konflikte erspart, welche die meisten übrigen Länder Europas verheerten. Wie bei keinem andern Staat geht sie dabei aus seinem inneren Gefüge hervor: denn — in einem Jahrhundert konfessionellen Haders entstanden — entspricht sie dem Bedürfnis der Gegenwart so eng, wie einst der Epoche des Dreissigjährigen Krieges — nur dass an Stelle des Hasses von Katholiken und Protestanten jetzt leidenschaftliche Rassen- und Kulturgegensätze getreten sind, die das aus Deutschen und Romanen zusammengesetzte Gemeinwesen so gut wie einst jene religiösen Partierungen überwindet.

Die kulturelle und politische Idee, die über der schweizerischen Verwirklichung schwebt, ist ja nun freilich nur mit Einbussen an ihrem geistigen Gehalt erreicht worden: wenn dem Kleinstaat jede Versuchung zum Missbrauch der staatlichen Macht fehlt, so haben die engen Verhältnisse doch auch ihre lähmende Wirkung ausgeübt, und vor dem Krieg mochte man sich manchmal fragen, ob diesem kunstvoll ausbalancierten Organismus nicht jede Möglichkeit zu weiterer Entwicklung überhaupt abgeschnitten sei.

Der tragische Zusammenstoss der europäischen Völker hat aber seither gezeigt, dass in solcher Autarkie auch ein grosser Segen liegt: sie hat die Schweiz seit dem 16. Jahrhundert vor den schwersten ausserpolitischen Krisen bewahrt, und wenn ihr die Stürme nicht ganz erspart geblieben sind und zu Beginn ihrer neuesten Entwicklung sogar die eigene Unabhängigkeit fast zwei Jahrzehnte lang verloren ging — wie unbedeutend ist das alles neben den tödlichen Gefahren, gegen die andere Staaten kämpfen mussten! Die Zusammensetzung aus heterogenen Bestandteilen hat die Eidgenossenschaft überdies genötigt, sich vorzugsweise mit ihren innern Problemen zu befassen. Sie hat in der Vergangenheit heftige Konflikte der einzelnen Volksteile austragen müssen und ist bereichert und gekräftigt aus dieser Erfahrung herausgetreten. Und wenn die soziale Aufgabe sich vor ihr, wie vor allen andern Staaten Europas, drohend erhebt, so muss

doch anerkennen, dass die Gegensätze hier weniger weit als anderswo auseinanderklaffen und der Kleinbesitz eine Verbreitung aufweist, die vor utopischen Experimenten vielleicht bis zu einem gewissen Grade sichert.

THE LIFE OF THE CANTONS.

AARGAU.

Paul Haller ist trotz seines frühen Todes einer der grössten Aargauer Dichter. Er ist bisher der bedeutendste Schweizer Dramatiker. Wenig bekannt ist sein Dialektpopöchen "s Juramareili" (Sauerländer & Co., Aarau), in dem Not, Sorge und frühes Sterben eines Proletariatskinds mit Liebe und Mitleid ausgebreitet wird. Die düsteren Töne überwiegen. Doch auch in dieses Leben fallen Sonnenstrahlen. Die folgende Beschreibung einer Erst Augustfeier, die wir diesem Bächlein entnommen, zeigt den Dichter die Art seiner engeren Landsleute und ihrer Heimat schildernd.

Vom Räinerbärg und ab dr Lägerer,  
Vo Gisli-Wasserflueh, vom Wyssstai,  
Im Bärnischen und über Neueburg,  
Durs Wattland y bis gägem Gämlerogge  
Händ d'Jurabärg glämmt, en Fackelzug  
Dr Schwyzergränze noh, und übers Land  
Vom ewige Schnee, vom yssse Gletscherrugge  
Vo tusig Alpepsitz het's widerglüchtet,  
E wunderbari grossi Bundesfyf.  
Us schwarzen Talgrund singe d'Obeglogge  
En Schwyzerpsalm: katholisch, refermiert,  
's het alles zämeglütet, alles schtimm.  
Di ander Wält sich tief im Schatte gläge  
Und het verstuunt i d'Schwyzergränge gluert,  
Wi's gwätterläinet het: im wyten Öste  
Händ armi Buren ufem herte Bett  
De Chopf ufgha und wo si d'Chettene  
A Hals und Arme wider abezieht,  
So händ si doch vo Rächt und Freihüt traunt.

Am Morgen ist es lustigs Fest verwachtet.  
Kanunneschütz händ's gwect; mit blauen Auge  
Het's ab de Bärg gluegt und d'Mäntse gsägnet,  
Und d'Morgesunne het di goldige Chränz  
Um d'Häser gwunde Lang'scho vor mittag  
Sind d'Schuelerchind an allen Ege gstande.  
Wyss, rot und blau! Sundigröck und Hüet  
Händ durenand bim Brunne näb dr Schuel  
Es lustigs Wäse gha. En fräche Bueb  
Ist über d'Stross de Mäitlene cho riefte:  
"Hütt chöme d'Buebe z'erst, grad no dr Musig,  
Und d'Mäitli müend an Schwanz!" Er het no  
glachet  
Und Gyrigäbe gmacht, do jubelt vom Brunne  
En lange Wasserstrahl, es Jabelgschrei:  
"Do hesch fürs Murre, Studerannihaus!  
Jez chaust jo z'vorderst mit dim nasse Huet!"

Di Alte sind cho z'trampe. Schaafe Lüt  
Sind umegstande; Buebe, won uf d'Mäitli  
Und Mäitli, won uf d'Buebe spenzielt händ.  
Den isch de Zug dr Musig noh durs Dorf  
Und obsi gägem Festplatz underem Bärg,  
D'Kanunne donneret vom Waldrand abe  
(En Chatzschopf, wo süst mues Fürhorn spile,  
Wo zweumal abgloh wird, wen's uswärtis bröunt  
Und drüml i dr äigne Gmäin), es chlöpft  
Und toset lustig übers Tal erwägg.  
Vo hundert Hüete glänze roti Mäje,  
Vo tusig Röcke flügg de Staub i d'Luft,  
Und usem dunkelblau Himmel abe  
Het d'Sunnen über Chind und Lüt und Musig  
Uf Chränz und Fahne, Stross und Matte, Liecht  
Und Augstehitz lo trole chübelwys.

les combles. Elle m'y laissa, je ne sais plus pour quelle raison, et j'y demeurai seul. Cela ne me soucia pas autrement: il y avait longtemps que je n'avais plus peur d'être seul. Mais, insensiblement ce grenier s'obscurcit: il se remplit d'ombre et bientôt de ténèbres où les objets, l'un après l'autre, furent engloutis. Alors une sensation grave et singulière me fit frissonner. Ce n'était point je ne sais quelle peur des fantômes, — des fantômes! je n'en avais jamais entendu dire un mot, — c'était, en quelque sorte, l'intuition de la vérité, j'entends la pressentiment que derrière le jour lumineux et ses mille petites histoires, il y a un autre monde réel, plus grand, plus puissant, plus méchant que l'aimable univers de ma grand'maman. J'eus peur alors et je fixai, sans faire le moindre mouvement, ces ténèbres qui, soutenant mon regard, me considéraient hostilement, avec des yeux énigmatiques. Quelque chose allait en sortir, me semblait-il, qui viendrait de très loin, quelque chose de considérable et de méchant. Je ne suis point disposé, je ne suis point autorisé à repenser dédaigneusement à ces instants passés dans les combles pour cette seule raison que j'étais alors un petit être infime et sans pensée. La pensée n'est point le seul chemin qui conduise à la vérité: je suis même tenté de dire qu'elle est le chemin de l'erreur. Bref, j'ai regardé alors un instant le visage de la méduse.

On vint me tirer de mon grenier. A la lumière des chandelles, dans la chambre familière, que rendait plus chaude et plus douce la présence de maman, j'eus tout fait de redevenir un petit garçon joyeux et turbulent.

SPITTELER'S "PREMIERS SOUVENIRS."

Voici encore deux petits chapitres du livre de son enfance que le grand poète publia en la première année de la guerre mondiale. La traduction de l'édition française est due à Henri de Ziegler. (Payot & Co., Lausanne.)

Prose.

De la chambre où était mon berceau, je n'ai pas retenu grand'chose de bon: souvenirs embrouillés d'une existence pénible, agrémentée de pleurnicheries, adoucie par des flacons de remèdes et des pruneaux secs. Faites un bouquet de tout cela et enveloppez-le de papier sur lequel vous écrirez ce mot: prose.

A défaut d'autre chose, à quoi s'intéresser, il restait, c'est vrai, la fenêtre. La bonne me prenait dans ses bras, m'y portait tout en me secouant, tambourinant contre les vitres et toujours: "Tutututu, vois-tu ce corbeau?" disait-elle. Des corbeaux, du moins, on pouvait en voir toujours en face, de l'autre côté de la route, dans la prairie, sans bornes, de mon grandpère. Ils étaient doués de mouvement: ils se promenaient dans l'herbe, volaient sur un arbre, croassaient, se balançaient sur la cime ou sur les rameaux. Ce n'était pas beaucoup; c'était déjà quelque chose.

La scène recommençait toujours sans l'espoir même d'un changement. Comme lever de rideau, on s'en pouvait contenter; mais ils me devaient encore, ces corbeaux, la pièce de résistance, la grande surprise que j'attendais d'eux. Si la bonne disait: "Tutututu, vois-tu la cigogne?" c'était déjà mieux. J'ouvrais alors les yeux et ne les détournais

plus de ce beau Monsieur l'Oiseau, qui si longtemps, se rengorgeait dans la prairie. Par malheur, la cigogne n'était point comme les corneilles un hôte de tous les jours; il se passait au contraire des temps infinis sans qu'on vit la queue d'une. Pourquoi la prairie est-elle si prodigue de ces indifférentes corneilles et si avare de ces réjouissantes cigognes? Ne me parlez plus de cette prairie, à qui l'on ne peut se fier. Ne me rompez plus la tête avec vos "tututu" et retirez-moi de cette fenêtre. Je crie, je trépigne, fort en colère: je frappe de mes petits bras tout autour de moi.

Qu'était-ce quand il pleuvait! Misère, détresse, désespoir! Oui, désespoir inconsolable, profond comme les abîmes. L'enfant ne sait point que tout passe. Puisqu'il pleut partout, puisqu'il ne cesse pas de pleuvoir, il pense qu'il pleuvra toujours. Sa précieuse faculté de ne vivre que l'instant présent a son revers. En somme, que dira de la vue que l'enfant peut avoir du monde? Mais, halte! Je désire ne point tomber dans la philosophie.

Il est cependant deux notions d'expérience, qui datent de ce temps de mon berceau, et que je ne puis me permettre de passer sous silence: il ne faut pas croire qu'on paraît jeune dans le monde pour y vieillir insensiblement. C'est plutôt le contraire qui est vrai. On a conscience, au début, de sa vieillesse extrême et l'on ne se sent jeune que plus tard. De plus, on n'a jamais conscience d'être un enfant. L'enfant est une invention poétique de ceux qui en ont passé l'âge.

Dans les combles.

Par curiosité, j'avais accompagné Agathe dans